

Der Burgenbau als Gesinnungsausdruck und Herrschaftssymbol

Hans-Martin Maurer

Meist auf Bergen und Höhen gelegen, manchmal in Wäldern versteckt, viel erwandert, besungen, gemalt und photographiert, sind die Burgen Plätze, an denen sich wie nirgends sonst romantische Gefühle entzünden. Selbst der konsumverwöhnte Mensch unserer Tage scheint noch für Impressionen empfänglich, die von alten Burgen ausstrahlen. Scharenweise tummeln sie sich, die Wochenendtouristen und Wanderer, auf den Ruinen. Romantisch war auch einst das Leben auf den Burgen, aber diese Romantik war teuer erkaufte und hart zu ertragen.

Das Burgenleben war exponiert und beengt, Wettern und Winden ausgesetzt und voller Gefahren. Das Bauen auf den unerschlossenen, kaum zugänglichen Höhen verschlang Riesensummen. Mühevoll war die Versorgung mit Lebensmitteln, schwierig die mit Wasser, auf Eseln schleppte man es täglich hinauf. Die Bauschäden an Dächern, Fenstern und Mauern hörten nicht auf, denn unheimlich brausten die Stürme über die Gipfel. Neun Blitzeinschläge erschreckten die Bewohner der Achalm allein im Jahre 1278 und forderten drei Menschenleben. Als um 1140 auf der Felsburg Ravenstein ein Holzgelande brach, stürzten mehrere Ritter tödlich den Felsen hinab. Des Burgvogts Töchterlein auf Hohenneuffen fiel im Angesicht des Vaters über zwei Felsvorsprünge und blieb auf wunderbare Weise unverletzt. Man könnte die Aufzählung von lagebedingten Unglücksfällen und Beschwerlichkeiten beliebig fortsetzen. «Auf unserer Burg hört man die Wölfe heulen», schrieb ULRICH VON HUTTEN und meinte das wörtlich und bildlich zugleich.

Warum aber bewohnten Menschen generationenlang so unbequeme und gefährliche Stätten? Aus welchen Gründen hielt sich die merkwürdigste und unwahrscheinlichste Siedlungsart der Geschichte vom 11. bis zum 16. Jahrhundert? Es ist klar, daß es nicht allein romantische Sehnsucht war, der eine ganze Bevölkerungsschicht Opfer brachte. Die Geschichtsforschung begründet den Burgenbau militärisch, mit der Unsicherheit jener Zeiten und mit dem Bedürfnis nach Schutz; und man erklärt die Entwicklung des Burgenstils mit dem Wandel der Waffentechnik und der Kriegführung. Das ist nicht falsch, aber reicht nicht aus, um die eigenwilligen Bergresidenzen zu verstehen. Befragen wir also den Baubefund selbst, ob nicht andere als militärische Motive den Burgenbau mitprägten.

Wie die Burgen einst aussahen, davon hat jeder-

mann eine Vorstellung: Hoch umschlossen mit einer Ringmauer, zugänglich durch ein einziges Tor, innen ein Ritterhaus, vielleicht ein zweites Gebäude, ein Turm, eine Zisterne, manchmal eine Kapelle; außen ein Vorhof mit Dienstgebäuden, Ställen und Scheuern; oft ein äußerer Mauergürtel mit Ecktürmen und Toren. Besichtigt man Burgen, so ist der vorherrschende Eindruck die Monumentalität der meterstarken, gewaltigen Mauern. Was manchen Burgenbesuchern aber noch mehr Erstaunen entlockt als die Wucht, ist die Qualität der Bauausführung, die selbst zerfallene Ruinen noch auszeichnet.

*Und seine Burg, die solltet ihr mit Augen sehn!
Das ist was anderes als plumpes Mauerwerk . . .
Ist alles senk- und waagrecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! Himmelan sie strebt empor,
so starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt in Stahl.
Zu klettern hier – selbst der Gedanke gleitet ab.*

So beschreibt GOETHE die Burg des Faust, die Kreuzfahrerburg Mistra in Mazedonien. «So wohl in Fugen» sind auch viele Burgen bei uns: aus *Quadern*, riesigen Steinblöcken, aufgetürmt, die von Steinmetzen kunstvoll winkelrecht behauen wurden und Schicht für Schicht, «regelhaft» und fast mörtellos aufsteigen. Die Kanten an den Ecken ziehen als scharfe Linien von unten nach oben. Frühere Generationen trauten dem Mittelalter eine so vollkommene Bauweise nicht zu und datierten diese Bauwerke in die Römerzeit zurück, zu Unrecht, wie man heute weiß. Nebenbei bemerkt: Diese Steinklötze, die oft 10–20 Zentner wiegen, konnten nicht mit einfacher Menschenkraft hochgezogen werden. Man ließ sich etwas einfallen und konstruierte Maschinen, Krane, die durch Treträder betrieben wurden.

Nun liebte das Mittelalter große Quadersteine überhaupt, aber die der Burgen unterscheiden sich von den üblichen in auffallender Weise: So korrekt behauen sie sind, vorne ließ man «Buckel» oder «Bossen» stehen. Dadurch entstanden die sogenannten Buckelquader, die den Burgmauern plastische Gestalt und lebendigen Reiz verleihen. Man findet sie fast überall in Südwestdeutschland, zum Beispiel auf der Wildenburg im Odenwald, dem Trifels in der Pfalz, auf Liebenzell im Schwarzwald, Lichtenberg über dem Bottwartal und Katzenstein bei Neresheim. Besonders klotzig-groß sind sie auf der Alb wie auf Hohengundelfingen. Nur in Oberschwaben und im Südschwarzwald sind sie selten.

Wie kam es zur Ausbildung eines spezifischen Bur-



Hundersingen über dem Lautertal. Die auf einen freistehenden Felsen gebaute Burg wurde im 12. oder 13. Jahrhundert zusätzlich mit einem Bergfried ausgestattet. Die Vorburgmauer auf dem unteren Felsen stammt aus dem Spätmittelalter. (Foto Maurer.)

gen-Mauerwerks? Burgenkundler nahmen an, die Buckel sollten das Hochschieben von Leitern erschweren oder schlichtweg Baukosten ersparen, sie seien aus Südeuropa oder von den Kreuzfahrern aus dem Nahen Osten übernommen worden. Aber diese Theorien erklären die weite Verbreitung, die Anwendung auch an nicht-fortifikatorischen Bauteilen und die noble Bearbeitung nicht. Die Buckelquaderwände gleichen riesigen Schuppenpanzern, sie wirken wild, kraftvoll und abstoßend – und gleichzeitig gebändigt, vornehm und anziehend. So spiegeln sie die Mentalität der ritterlichen Burgherren, ihren Trotz und ihren Stolz wie keine andere Mauertechnik

wider. Das empfanden die Erbauer selbst, bewußt oder unbewußt, und deshalb wurde der Buckelquader zur Stilform des Burgenbaus.

Diese Bauweise scheint übrigens nach neueren Untersuchungen kein Export aus dem Süden, sondern in Deutschland selbst entstanden zu sein. In Süditalien und Südfrankreich taucht der Buckelquader Jahrzehnte später auf, in Palästina etwa gleichzeitig, aber in einer eindeutig anderen Form, die an die spätere Rustika erinnert.

Zur Silhouette einer Burgruine gehört, wie man weiß, ein *Turm*. Der Hauptturm der Burg, in der Fachsprache Bergfried genannt, ist das markanteste, höchste und stärkste Bauglied. Er verbreitete sich als Typ mit folgenden Merkmalen: Mächtige Mauern, 20–30 m hoch und 2–4 m stark, umhüllen eine kleine Innenfläche von 10–20 qm. Ohne Fenster ist der Turm durch wenige Licht- und Luftschlitze kaum mit der Umwelt verbunden. Der Zugang, der 5–10 m über dem Erdboden liegt und nur durch eine Leiter erreichbar war, sperrte mehr, als daß er öffnete.

Von den rund 250 Bergfriede unseres Landes seien nur diese erwähnt: der urtümlich wirkende Hatzenturm bei Ravensburg, der hohe Bergfried auf Zavelstein, der elegante Rundturm auf Reichenberg bei Backnang und der markante Achteckturm von Steinsberg, bekannt als «Kompaß des Kraichgau».

Der Bergfried war kein Wohnturm, wie zuweilen behauptet wird, er war Flucht- und Beobachtungsturm. Hier sang der Türmer Lynceus sein berühmtes Lied:

*Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt,
dem Turme geschworen, gefällt mir die Welt.*

Nebenbei diente der Turm auch als Schatzkammer und Archiv sowie als düsteres Gefängnis. Dazu

Alt-Winnenden (heute: Bürg), um 1210–1230. Die Buckelquader wirken monumental und gefällig, abweisend und anziehend zugleich. Man beachte die Steinmetzzeichen. (Foto Maurer.)

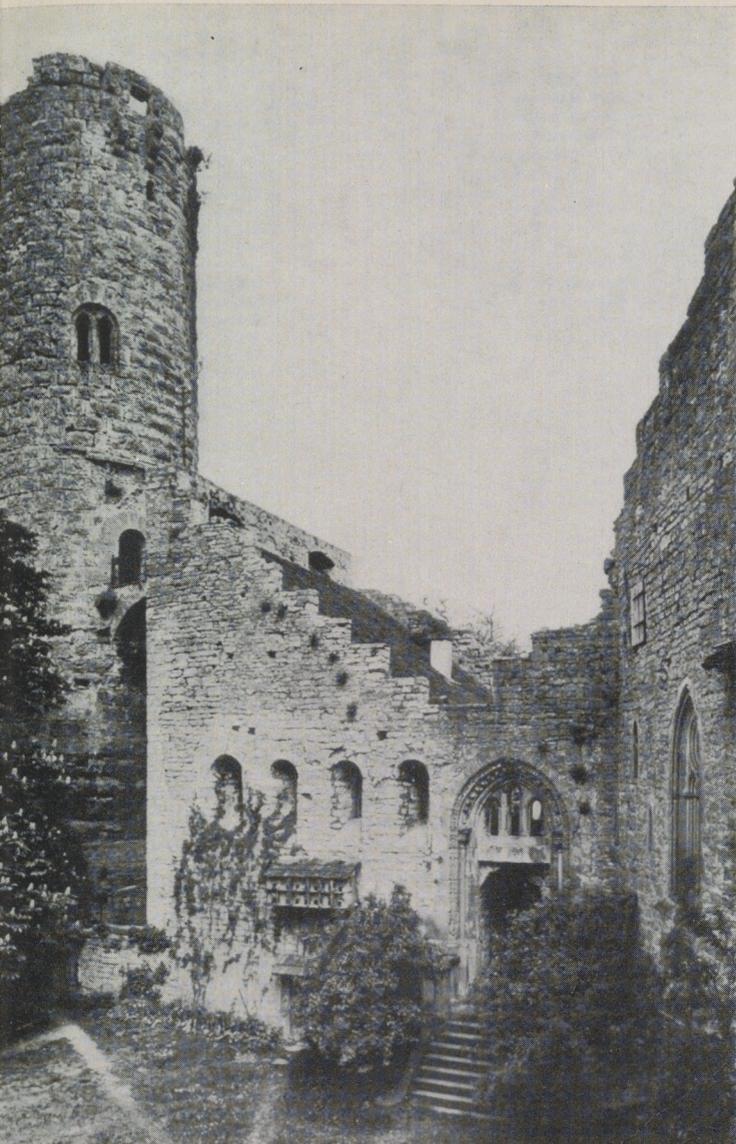




Leofels, um 1240–1250. Außenseite des Palas mit frühgotisch verzierten Doppelfenstern. (Foto Maurer.)

Bichishausen im Lautertal. Die heute unzugängliche, im Walde versteckte Ruine aus dem 13.–15. Jahrhundert ist dem Verfall preisgegeben. (Foto Maurer.)





Krautheim. Der romanische Palas (Mitte des Bildes) erhielt um 1240 ein prächtiges Portal und wurde durch einen Anbau erweitert (rechts). Gleichzeitig entstand der überragende Bergfried, ein «Statussymbol» des Burgherrn. (Foto Maurer.)

eignete sich aber – entgegen vielfacher Annahme – das «Verlies» (das untere Geschoß) nicht, denn ohne Licht und Luft erlöschte hier jedes Leben; die oberen Räume waren für einen Kerker unzugänglich, finster und kalt genug.

War der Bergfried nun reiner Wehr- und Zweckbau? Er war offensichtlich mehr. Wie wäre es sonst erklärlich, daß auch solche Burgen einen Turm erhielten, die seiner aus militärischen Gründen überhaupt nicht bedurften, nämlich Felsnester, Wohnturmanlagen und Schildmauerburgen? Zur ersten Gruppe gehört der felsbekrönende Reußenstein, zur zweiten Burgdorf in der Schweiz, zur dritten Guttenberg am Neckar und Tierberg im Hohenlohischen.

Der Turm wurde zum integrierenden Bestandteil, zum Stilelement, und dabei müssen gestalterische Absichten mitgespielt haben. Als architektonischer Blickpunkt akzentuierte der Turm die Baugruppe, belebte und gliederte sie. Man versuche einmal, sich den Bergfried aus dem Bild der malerischsten Ruinen wegzudenken, und es bleiben nur formlose Baumassen. Daß die ästhetische Funktion des Turmes nicht eine Erfindung moderner Interpretation ist, sondern dem Gedanken und Willen der Bauherren entspricht, läßt sich durch den Baubestand selbst nachweisen.

Wer Burgen gerne besucht, vergleiche einmal die Bauweise des Turmes mit der anderer Bauteile. Er wird überrascht feststellen, daß das Mauerwerk der Türme oft sorgfältiger behandelt, exakter behauen und vollkommener geschichtet ist als das der Ringmauern, ja selbst als das der Wohnbauten und Herrenhäuser. Auf manchen Burgen weisen allein die Bergfriede Steinmetzzeichen auf, sind also nur *sie* von der obersten Zunft der Bauhandwerker errichtet worden, wie etwa auf den Burgen Krautheim, Liebenzell und Staufenek. Das läßt sich nicht wehrtechnisch erklären, sondern nur architektonisch, gestalterisch. Dem Turm fiel in der Gesamtkonzeption der Baukörper eine wesentliche Rolle zu. Er übt eine optische Wirkung aus, die dem Kirchturm im Dorf oder dem Hochhaus in modernen Siedlungen vergleichbar ist.

Ebenso wichtig erscheint ein psychologisches Moment: Nichts repräsentierte die Überlegenheit, die Macht, die Unantastbarkeit des Burgherrn so wie der hochragende, unangreifbare Turm. Sein Besitz war gleichsam ein Statussymbol adligen Ranges.

Daß diese Bedeutung beabsichtigt war und so empfunden wurde, bestätigt folgender schriftlich überlieferter Beleg: Die Tochter des Gründers der Burg

Reichenberg, um 1220–1230. Der Turm akzentuiert die Baugruppe. (Foto Maurer.)





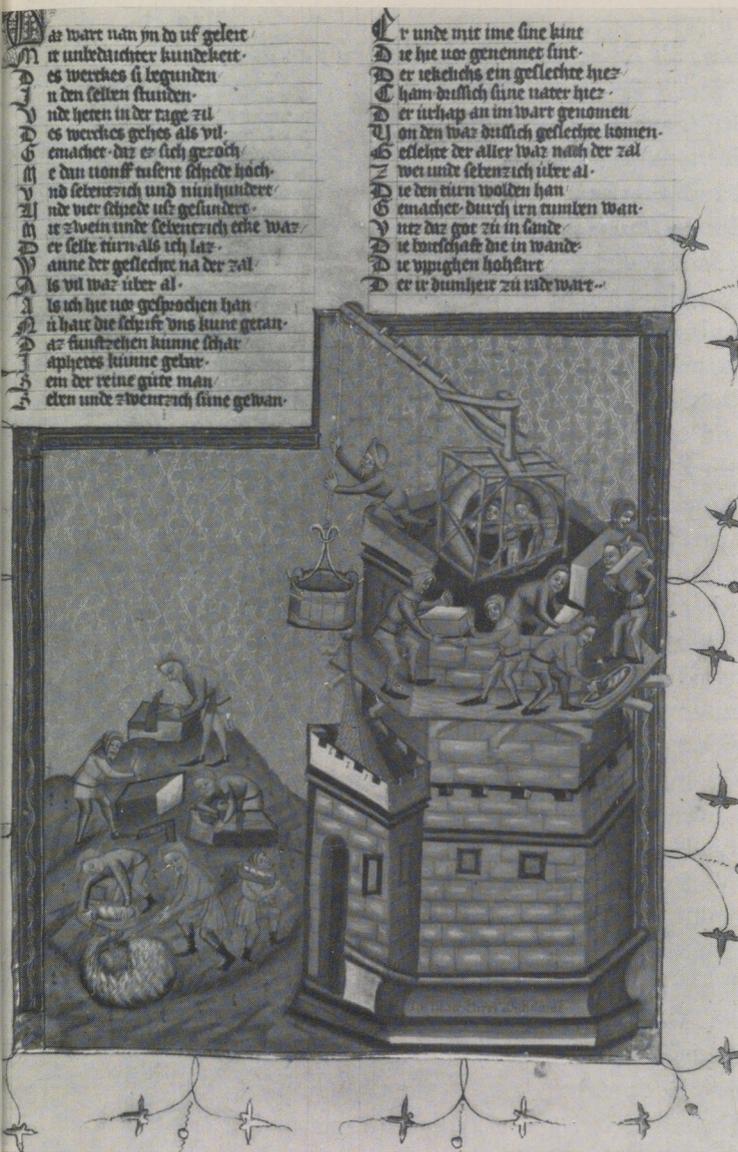
Hohenrechberg. Flankierender Torbau des 15. Jahrhunderts mit zwei Eingängen, Spuren der Zugbrücken und Schießscharten. Der Bau hebt sich von dem staufischen Quaderbau im Hintergrund durch nüchterne Zweckmäßigkeit ab. (Foto Brinzer.)

Elchingen verglich den Turm dort mit dem alttestamentlichen Turm zu Babel, einem Bauwerk also, das als Sinnbild menschlichen Kraftgefühls, ja menschlicher Vermessenheit galt. Dieses Urteil einer Angehörigen der Hocharistokratie war, wie aus dem Zusammenhang des Textes hervorgeht, durchaus selbstkritisch gemeint (um 1140).

Wie beim Turm verband sich auch in der *Standortwahl* militärisches und aristokratisches Denken. Als sich im 11. Jahrhundert die vornehmsten Männer entschlossen, die ersten Höhenresidenzen zu beziehen, suchten sie beherrschende Berge aus: Hohenstaufen, Limburg, Achalm, Hohenzollern, Weinsberg, Comburg. Stolz überblickten sie das Land, das ihnen zu Füßen lag, und weithin sichtbar wurde ihre

Macht. Der damals entstandenen Dichtung «Ecbasis captivi» ist zu entnehmen, daß die hohe und steile Lage von Burgen geradezu als Gradmesser für das Ansehen der Besitzer galt. Im 12. Jahrhundert bevorzugte man die kühne Felslage, im 13. die bequemere Spornlage. Als nach 1200 neue Adelsschichten soziologisch nach oben drängten, verließen auch deren Angehörigen ihre Höfe, um sich standesgemäß auf Bergeshöhen anzusiedeln. Auch für sie waren der Bau und Besitz von Höhenburgen eine Demonstration gehobener Stellung.

Seltener als Umfassungsmauern und Türme sind die Wohnhäuser der Burgen, die *Palasbauten*, erhalten. Sie waren mehr dem Verfall und der Zerstörung, aber auch der Umwandlung und Anpassung



Turmbau zu Babel. Aus der Weltchronik des Rudolf von Ems, geschrieben 1383 (Württ. Landesbibliothek Stuttgart Cod. bibl. fol. 5). Die Darstellung zeigt anschaulich die Techniken des Mauerbaus: Steinbearbeiten, Mörtelzubereiten, Heben mit Tretrad, Aufmauern. (Foto Württ. Landesbibliothek Stuttgart.)

an neue Stilformen ausgesetzt. Dennoch gibt es in fast allen Landschaften eindrucksvolle Beispiele: Neckarsteinach, Wertheim, Krautheim, Magenheim und Leofels im Norden unseres Landes, Liebenzell, Lahr und Hohengeroldseck im Schwarzwald, Hohenrechberg, Staufenek und Albeck im Neckarraum. Besonders repräsentative Ritterhäuser besitzen einige elsässische Burgen, so Wasenburg, Girbaden, Spesburg, Ortenburg und Rappoltstein.

Auch die Palasbauten waren fest und stark, durch Mauern von 1–2 m Dicke gesichert, oft drei oder vier Geschosse hoch und nur durch wenige, verhältnismäßig kleine Fenster erhellt. In die oberen Geschosse gelangte man – aus Sicherheitsgründen – nicht im

Inneren, sondern über Außentreppen. Dennoch waren diese Häuser wohnlich und repräsentativ mit ihren hohen Räumen, vornehmen Portalen, verzierten Fenstern, behäbigen Kaminen, mit ihren Aussichtsniischen und Erkern. (Die ursprüngliche Ausstattung ist leider nirgends mehr erhalten.) Was für die Burgen überhaupt gilt, das trifft für die Palasbauten im besonderen zu: die architektonische Verbindung von Stärke und Formensinn, von Wehrhaftigkeit und Würde. Noch unmittelbarer als im Turm und im Quaderbau spiegelt sich die Kultur und die Gesinnung des Adels in den Herrenhäusern.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich die Antwort auf die anfangs gestellte Frage, warum der Adel die Kosten und Lästigkeiten, die mit den Bergwohnungen verbunden waren, jahrhundertlang in Kauf nahm. Nicht nur, weil die Burgen militärische Vorteile boten, sondern weil die exponierte Lage und die architektonischen Formen Ausdruck der Selbsteinschätzung jener Aristokratie waren, Zeichen ihrer Macht und Kultur, ihrer Exklusivität und ihres Statusbewusstseins, und zwar ein so eindeutiges Zeichen, daß es auch der letzte Zeitgenosse nicht übersehen konnte. Der mittelalterliche Burgenbau ist nicht allein militärisch, er ist auch soziologisch bedingt: Eine herausgehobene Gesellschaftsschicht, eine politische Elite mit Geblütsrechten entwickelte im Burgenbau die ihr gemäße Architektur.

Nun soll aber nicht der Eindruck entstehen, als ob mit den hier beschriebenen Bauformen die lange Geschichte des Burgenbaus schon dargestellt wäre. Baugeschichtliche Untersuchungen der letzten Jahre ergaben, daß sich der Burgenbau im Laufe der Zeit mehr veränderte, als man früher annahm. Die klassische Gestalt der Ritterburg mit Bergfried, Quader und Palas ist kennzeichnend für die staufische Zeit, für das ausgehende 12. und das 13. Jahrhundert. Sie verdrängte einen älteren Bautyp, der nur Spuren hinterließ und den die Forschung heute mit Mühe rekonstruiert: Für ihn ist ein Wohnturm als Hauptbau und einfacheres Schichtmauer-, vielleicht auch Megalithwerk charakteristisch.

In nachstaufiger Zeit drangen neue Formen, meist von West- und Südeuropa her, ein: Flankentürme, Zwingerürtel, Schießscharten, Gußerker, Zugbrücken und anderes. Der deutsche Burgenbau verlor seine Erhabenheit, die ästhetische Ausgewogenheit, er wurde nüchterner, gleichzeitig aber auch vielgestaltiger, raffinierter und gefährlicher. Typische Beispiele dafür sind die Burgen Guttenberg am Neckar, Stetten am Kocher, Hohenrechberg, Honberg bei Tuttlingen und Ratzenried in Oberschwaben. Auch diese spätmittelalterliche Entwicklung ist nicht mit waffentechnischen Fortschritten allein, son-

dern zugleich mit gesellschaftlichen Wandlungen zu erklären. Die adligen Burgenbesitzer waren im Spätmittelalter autonome Herren geworden, kleine Landesherren, gegenseitig und mit anderen Kräften rivalisierend, ohne Bindung und ohne Rückhalt am Reich, immer bedroht, vielfach aggressiv. Sie bevorzugten nun das Zweckmäßige vor dem Gestalterischen. Die Chancen und Gefahren einer in Bewegung geratenen Welt, einer pluralistischen Gesellschaft, die die öffentliche Ordnung nicht mehr wahren konnte, auch sie spiegeln sich in der Burgenarchitektur wider. Erst in der Zeit der Renaissance, im Zeichen des integrierenden Territorialstaats, neigte man wieder zu einem planvollen, ausgewogenen, repräsentativen Baustil.

Die Ruinen sind nicht so stumm wie sie scheinen. Wer sie versteht, vermag ihnen ein Echo aus fernen Jahrhunderten zu entlocken, aus der Geschichte, aus der wir selbst herkommen. Was die Ruinen interessant und unersetzlich macht, ist nicht in erster Linie ihre Romantik, nicht nur ihre reizvolle Lage, auch nicht allein ihr ehrwürdiges Alter, es ist ihre Ursprünglichkeit, ihr dokumentarischer Wert. Gerade in dieser Eigenschaft, der wichtigsten, sind die Ruinen aber hochempfindlich und allzeit gefährdet. Nur wenn wir sie aufs behutsamste bewahren, sind sie bereit, uns wahre Geschichte zu erzählen.

Gefährdet sind sie einmal durch den nagenden Zahn der Zeit. Die prächtige Schwarzwaldruine Lichtenfels ist durch einen breiten Riß, der sich von unten bis oben durchzieht, gespalten. Wann wird sie auseinanderbrechen? Die Burg der verdienten Truchsess von Bichishausen könnte eine Attraktion der Schwäbischen Alb sein, aber sie zerfällt, Jahr für Jahr um ein Stück. Viele andere zerfallen auch. Die Landesgruppe der Deutschen Burgenvereinigung stellte einen ganzen Katalog gefährdeter Anlagen zusammen.

Gefährlicher aber als das Wetter ist der Mensch, der es offenbar nicht lassen kann, durch Eingriffe die Ursprünglichkeit zu stören. Manchmal aus wohlmeinender Absicht: Man restauriert Mauern, ohne zu wissen, wie sie einst aussahen; man fängt zu graben an, ohne fachlich vorgebildet zu sein; man baut Jugendheime und Altersasyle in die Ruinen, und die zwingenden Folgen sind, früher oder später, bauliche Veränderungen. Über einer staufischen Ruine im Schwarzwald, deren Platz bisher als Grün-

anlage erfreute, sollte ein Wohnblock errichtet werden, als ob es dort keine anderen geeigneten Bauplätze gäbe. Der Türnitzbau des Alten Schlosses in Stuttgart, ein gewaltiges Burghaus des 14. Jahrhunderts, erbaut als Residenz der württembergischen Landesherren, verlor durch zwei Restaurierungen der letzten Jahrzehnte an dokumentarischer Verlässlichkeit.

Es geht darum, den überkommenen Zustand der Anlagen unverfälscht und möglichst frei zugänglich zu erhalten. Unsere Einflußnahme sollte sich auf die «Konsolidierung» des Bestehenden beschränken und die Ursprünglichkeit als die kostbarste Eigenschaft der Baudenkmale unter allen Umständen respektieren. Einmal angetastet – durch Zubauten, Eingriffe oder Veränderungen – ist Echtheit in den meisten Fällen nie mehr wiederzugewinnen. Glücklicherweise gibt es erfreuliche und ermutigende Beispiele einer «Burgenpflege». Der Landkreis Nürtingen erwarb drei zerfallende Ruinen und führte unter fachmännischer Anleitung Erhaltungs- und Sicherungsarbeiten durch. Es war schwierig und kostspielig, aber in der Bevölkerung erwachte lebhaftere Anteilnahme, zahlreiche junge Leute legten mit Hand an, und viele andere spendeten für das Werk. Auch an anderen Stellen werden richtig gelenkte Initiativen sichtbar. Eine der hervorragendsten denkmalpflegerischen Leistungen der letzten Jahre ist die Wiederherstellung des Uracher Schlosses. Dieses vornehme Bauwerk redet wieder eine unaufdringliche, unverfälschte und doch bezaubernde Sprache.

Unsere Zeit ist der Zukunft zugewandt. Reform, Fortschritt und Modernität sind beherrschende Schlagworte. Vernachlässigen wir nicht unsere Aufgabe, unersetzbare Kulturgüter der Vergangenheit in die Zukunft hinüberzuretten! Spätere Generationen werden uns auch daran messen.

Aus der neueren Literatur über die Burgen:

ARENS, FRITZ: Die Königspfalz Wimpfen, 1967. – HOTZ, WALTER: Kleine Kunstgeschichte der deutschen Burg, 1965. – LEISTIKOW, DANKWART: Burg Krautheim, in: Württembergisch Franken, Jg. 43, 1959. – MEYER, WERNER: Die deutsche Burg, 1963. – MAURER, HANS-MARTIN: Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band 115, 1967. – TUULSE, ARMIN: Burgen des Abendlandes. – Graf WALDBURG-WOLFEGG, HUBERT: Vom Nordreich der Hohenstaufen, 1961. – WEIN, GERHARD: Die mittelalterlichen Burgen im Gebiet der Stadt Stuttgart, 2 Bände, 1967, 1971. – Zeitschrift «Burgen und Schlösser».